

Die Gefallenen unseres Volkes.

Nun haben wir uns an den Tod gewöhnt! Wir haben uns ausgeföhnt mit dem Verhassten, und sind schier vertraulich mit ihm geworden.

Welch ein Schauer und Greuel war uns der Tod in jener Zeit, die jetzt so undenkbar weit hinter uns liegt, in der Vorkriegszeit! Wie bebte unser Herz, wenn wir ihm unvermutet begegneten! Und wenn wir in einer Friedhofshalle die Leichen betrachteten, die toten, starren, kalten Körper, aus denen noch gestern eine Menschenseele geschaut und geredet, dann hat uns allemal ein Grauen gepackt und ein düsterer Ernst. Alles warme Leben in uns hat sich empört gegen dieses Sterben. Und heute — heute lieben wir den Tod. Die Menschheit sucht ihn, wirft sich ihm an den Hals.

Wie wußten wir sonst das unscheinbarste Menschenleben zu schätzen und zu schonen, die Gefahren sorglich abzuwehren, die lebererhaltenden Mittel sorglich aufzuspiüren! Wie beugten wir uns bange über den zuckenden Leib eines Verunglückten, auch wenn er uns ganz fremd und namenlos war; wie ängstlich lauschten wir auf die schwachen Lebenszeichen! Wie haben wir gelitten, wenn eine Katastrophe der grausamen Natur, ein Erdbeben, eine Feuersglut, ein Schiffsuntergang, ein Eisenbahnzusammenstoß Menschenleben vernichtete, vielleicht mehrere Hunderte auf einmal! Alle Völker sind da einig gewesen in Teilnahme und Hilfe. Und heute — heute treiben diese Völker selbst einander scharenweise in den Tod, in einen blutigen, durchbohrenden, verbrennenden, zerreißenden, zerstückelnden Tod. Heute lesen wir lange Listen von Verunglückten, von Menschen, die wir kannten, die gesund und stark von uns gegangen sind vor wenigen Wochen. Jetzt steht hinter ihren Namen: tot, tot. Sogar noch abgekürzt ist das kurze Wörtchen, um Raum zu sparen. Nun gibt es weite Landschaften, die von endlosen niedrigen Hügelreihen durchzogen sind, eine Hügelreihe hinter der andern, meilenweit. Und jede dieser Erdwellen ist ein Massengrab. Da unten liegt ein ganzes Volk von Toten, und jeden Tag werden sie noch vermehrt — durch Menschenwillen, durch unsern eigenen, ernsthaften Entschluß! Denn wir wollen Krieg führen, und der Krieg bedeutet ein Massensterben. Nun haben wir selbst den Tod in unsern Dienst

genommen, diesen Erbfeind, diesen harten Verfolger, diesen Würger und Verderber, diesen erbarmungslosen Schnitter, diesen kalten Knochenmann. Wir selbst senden ihn aus, geben ihm Maschinen der Zerstörung in die Hand, so geistvolle Maschinen, das Beste und Feinste, was Menschentechnik je ausgerechnet hat! Wir überweisen ihm Kompagnien und Regimenter von lebendigen Menschen, ja ganze Armeen, damit er unter ihnen seine Auswahl treffe nach Herzenslust und sich ihrer so viele nehme, als ihm beliebt.

So viele junge Menschen sahen wir durch unsere Straßen marschieren zum Bahnhof, zum Schlachtfeld. Gerade eben waren sie an den Eingangspforten ihres eigentlichen Lebens angelangt, an den Pforten eines endlich herangereiften, eines fertig gewordenen und gebrauchsfähigen Lebens. Nach jahrelanger und mühseliger Bauzeit war endlich das Haus fertig geworden. Nun wollten sie einziehen, sich darin einrichten und wirtschaften. Da — fanden wir sie hinaus in den Tod. O glaubet nicht, diese jungen Menschen hätten das Leben nicht lieb gehabt! Wie viele Hoffnungen hatten sie darauf gesetzt, und daheim in ihren Gehöften, in ihren Dörfern und Städten, in ihren Bergen und Tälern, da lebten noch andere Herzen, die Hoffnungen voll Pracht und Freude, ihre einzigen, ihre letzten Hoffnungen auf diese jungen Menschen gesetzt. Und jetzt sind sie tot, nach dem Willen der Menschen selbst, die sich vereinigt haben zu einem ungeheuern Entschluß: Krieg. Krieg aber bedeutet den Tod der jungen Menschen.

Und in diesem Todeswillen sind wir alle ganz und gar einig mit den Gefallenen. Jeder von uns Überlebenden ist bereit, ihnen in den gleichen Tod zu folgen, noch ehe das neue Jahr zu Ende geht. Und wenn wir auch zurückweichen wollten vor dem ungeheuern Schicksal, jetzt könnten wir es gar nicht mehr. Jetzt stehen nämlich die Gefallenen gegen uns auf als unwiderstehliche Mahner und Tröster, die unsere Herzen immer wieder aufrichten zur unverzagten Übernahme des Todes. Die Toten aber haben schon immer eine hinreißende Beredsamkeit besessen. Von jeher gab es keine so erschütternde Predigt als die stumme Rede der Toten. Ihr fahles Antlitz, ihre erloschenen Augen, ihr versiegelter Mund, ihre gesunkenen Arme, das waren immer gewaltige Zeichen und Gebärden. Nur haben wir die Augen niedergeschlagen und uns die Ohren verhalten vor ihrer gellenden Rede. Das tun wir nun nicht mehr, seit die Gefallenen unseres Volkes zu uns reden; jetzt haben wir gelernt, dem Tode frei und aufrichtig in die tiefen Rätselaugen zu sehen. Und wir lauschen erschüttert auf die neue oder vielmehr recht alte Botschaft, die unsere Gefallenen uns

jetzt und immerfort predigen: eine Botschaft vom Leben und vom Tode, eine Botschaft vom Dasein und seinem Zweck, eine Botschaft von Gott und seinem Reich. Alles, was wir früher darüber dachten, das ist jetzt klein geworden, klein und unbedeutend vor der Kunde, die jetzt herüberschallt von den Gräbern im Westen und Osten.

Die Gefallenen unseres Volkes sind uns zu Mahnern geworden. Sie mahnen und drängen uns, daß wir doch den wahren Sinn von Lust und Leid, den wahren tiefen Sinn vom Leben und Sterben nicht vergessen und verlieren möchten. Den wahren Sinn der Freude und das echte Glück! Unsere Gefallenen sind freudig gestorben, so freudig, daß es noch wie ein goldener Glanz von Freude über ihren Gräbern steht und weht! Aber wie konnten sie noch „frohlocken inmitten aller Trübsal“? Das kam von der großen Kraft ihrer Seele, die sie geschöpft hatten aus hohen und heiligen Idealen, die sie bewahrt hatten in einer reinen Seele, die sie zu reichem Vorrat sich aufgehäuft hatten noch in letzter Stunde, in den Kirchen und an den Altären der Heimat, in der Verkündigung des Priesters, in den stillen und lauten Gebeten langer Marschtage und dunkler Schützengrabennächte. Und diese Kraft war nun ihre letzte und einzige und ihre unerschöpfliche Freudenquelle. Nicht ein Besitz, ein Genuß, eine Lustbarkeit, auch nicht Ruhe und bequemer Friede gaben ihnen Freude, sondern nur die Entschlossenheit des Wollens, mit der die Seele ankämpft gegen alles Niedere und Niederdrückende. Die Kraft, mit der sie diese unbegreifliche, unharmonische Welt hineinzieht in ihre inneren Himmel und sie dort in der Glut des Glaubens und der gottvertrauenden Liebe verarbeitet und neu schafft. Die Kraft des starken Willens und des reinen Gewissens, die Kraft der guten Tat und Energie: das ist das Glück, und sonst gibt es keines. Der Wille zum gerechten Sieg, der zähe, harte Wille zu einem gottgewollten Werk, das ist das Glück. Die Freude, die im Entsagen geboren und im tatkräftigen Opfer reif geworden, die ist Glück, und sonst gibt es keines. Und tiefstes, ganz finsternes, lichtloses Leid ist nur das Verzagen. Wo die Seele sich aufgibt, wo der Mensch den Willen wegwirft und keinen guten Entschluß mehr ausbringt; kein edles Streben, kein hartnäckiges Wollen zu einem rechtschaffenen und tapfern Werk mehr, da ist der Mensch wahrhaftig tot, inwendig und seelisch gestorben. Und das ist Leid, allerbitterstes.

Den wahren Sinn des Lebens zu achten, mahnen uns die Gefallenen. Daß wir unser Herz und unsere Liebe nicht abgöttisch daran

hängen! Daß wir das Leben nur besitzen, um es hinzugeben! Wie es einer der Ausziehenden gesagt hat: „Was liegt an einem Menschen, wo so große Dinge auf dem Spiele stehen?“ In sich ist ein Menschenleben ein wertlos Ding, flüchtig und zerbrechlich und inhaltlos. Aber es kann als Kaufpreis dienen, den man unbedenklich hinwirft für große Werte. Was wir damit erwerben können, ist ewig, ist göttlich. Nun, da wir in das blutige Antlitz unserer Gefallenen blicken, ist es uns klar geworden, wie unnütz und sinnlos ein jedes Leben ist, das nicht verzehrt wird von einer Opferflamme, das nicht aufgebraucht wird im Dienste der Pflicht, der Treue, der Liebe. Man hat als Inbegriff des modernen Geistes die Schätzung des Lebens bezeichnet. Wie ein absolutes Gut sollte uns das Leben sein. Wenn das wirklich der Moderne letzter Sinn war, dann ist sie in diesen Monaten kläglich gescheitert, dann ist sie überholt und widerlegt worden von unsern Gefallenen. Von ihnen, die ihr Leben hingaben zu unserer Rettung, mußten wir uns mahnen lassen, daß wir zusammenstehen mußten wie ein Herz und eine Seele, daß wir doch einander gehören und einander unser Leben und unsere Lebensliebe weihen möchten. Vor dieser Mahnung der Toten ist das vornehme „Pathos der Distanz“ kleinlaut geworden, und die öden Schranken zwischen den Übermenschen und der Herde sind niedergesunken. Das Harte ist zerbrochen an dem Weichen, die grundsätzliche Selbstsucht, die wir modernen Individualismus nannten, ist zerschellt an der Brüderlichkeit, die sich um unser Land gelegt hat wie ein Wall und um unsere Herzen wie ein eherner Reifen.

Daß der Sinn des Lebens der Tod ist, das nimmermehr zu vergessen, mahnen uns die Gefallenen: „Wer sein Leben lieb hat, der muß es verlieren.“ Das Dogma vom stellvertretenden Tod! Des alten Christentums erstes und letztes Wort war das Geheimnis eines stellvertretenden Todes, den ein Einziger für die vielen starb, der Aller-einzige und Größte, der die sterbliche Menschennatur getragen hat. Und weil er sich der Tat nicht geweigert hat, durfte er auch in seiner Lehre das Geheimnis aller Liebe in den stellvertretenden Tod setzen: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Schon waren wir moderne Menschen, wie wir uns nennen, daran, diesen stellvertretenden Tod zu vergessen; er sollte unserem Gefühl widerstreiten, und es gab Theoretiker genug, die solche Liebe nicht mehr verstehen zu können meinten. Theoretiker einer spröden Selbstgenügsamkeit, die auch von der größten Liebe sich nichts schenken lassen wollten. Das Lebens-

opfer hat sie nicht gerührt, sondern beleidigt; nicht mit Dank erfüllt, sondern mit verbissenem Trotz. Und nun siehe! Nun sind unsere gefallenen Brüder hingegangen, scharenweise, und haben uns überwältigt mit vielen tausend Lebensopfern, haben uns förmlich begraben unter einer Flut von jener größten Liebe, die ihr Leben hingibt für ihre Freunde. Und da quillt wieder der Dank in uns auf, der demütige und darum christliche Dank. Mit gerührter Beschämung stehen wir an all den Gräbern, wo die Freunde liegen, die für uns starben, so viele, o so viele! So daß wir nicht einmal ihre Namen alle lesen können, geschweige daß wir sonst etwas wüßten von ihrem Leben — außer dieser einen wunderbaren, unbegreiflichen Tatsache, daß sie ihr Leben für uns gaben, das eigene, süße Leben für andere.

Und gleich hinter dem Dogma der Selbstentäußerung kommt die Moral der Selbstentäußerung. Die „Abtötung“ der alten Meister sittlicher Tüchtigkeit ist nun buchstäblich aufzufassen. Das Große, das Heroische wird nun selbstverständlich. Es ist nicht mehr eine Seltenheit, eine Übermenschlichkeit, eine ungewöhnliche Leistung, sondern eine einfache, schlichte Pflicht und Schuldigkeit. Mit der Redegewalt, mit der die Toten reden, wird uns nun wieder die alte Mahnung eingeprägt: „Wenn einer um meinethwillen nicht alles verläßt, was er hat, Vater und Mutter und Schwester und sein ehelich Weib, und wenn er nicht alles haßt, selbst das eigene Leben, kann er mein Jünger nicht sein.“ Nun hat Gott so unwiderstehlich gerufen, daß wir nicht einmal Zeit hatten zu der zweisehnden Frage, ob Gott denn wirklich im Ernst unsere Liebsten fordern könne. „Gott will es“, so ging es wieder durch unsere Mitte, und vor diesem Willen verstummte jeglicher Widerspruch. Wir wurden gebeugt unter den Befehl der allerhöchsten Autorität, die unser Leben und unsere Lieben uns abfordert. Das Gebot, das uns sonst so seltsam dünkte, wird uns jetzt wahrhaftig sehr geläufig: „Ziehe fort von deinem Volke und vergiß das Haus deines Vaters!“ Sonst haben Väter und Mütter sich oft leidenschaftlich der Berufung ihres Sohnes oder ihrer Tochter zu einem gottgeweihten Stande widersetzt. Aber nun hat der Herr Stürme gesandt, die den Liebling sehr schnell entführten, in ein fernes Land, zu einem Dienste, der das Heimweh nicht kennen darf, zu einer Mission, von der es leicht keine Wiederkehr mehr gibt. So mancher alte Vater hat nun seine Stütze hergeben müssen, so manches Mütterlein den Trost seiner Augen.

Das ist die Moral der Selbstentäußerung, und auf den Gräbern der Gefallenen erhebt sie sich zu einem neuen, ungeahnten Triumph. Diese alte Ethik des demütigen Gehorsams und der Pflichttreue! Diese verkannte und vielgeschmähte Ethik der Unterwerfung unter Gottes Gebot und Berufung! Diese triebüberwindende, diese einschränkende, diese fesselnde und wehtuende Ethik! Jetzt hat sie ihren ganzen Wert wieder bewiesen; sie hat sich bewährt, mitten in der modernen Feinheit und Kultur, die Lebenshaltung und Lebensführung der alten Asketen, die unversöhnliche Feindin des Auslebens, des Gewährenlassens, des zügellosen Genusses, diese Lebensführung der Weinenden, die nur in Leiden und Mühsal gedeiht, diese aggressive, willensmächtige, kühl verständige Lebenshaltung, die nichts gibt auf tatenlose Erlebnisse, und wären es selbst Erlebnisse Gottes, nichts auf individuelle, subtile Stimmungen, auf persönliche Reize und subjektive Notwendigkeiten. Sie kennt nur ewige, harte Normen, die man gelten lassen muß. Und die hat sich jetzt bewährt. Wo wäre unser Heimatland und unser Volk geblieben ohne diese Ethik? Wie leere Spreu wären wir hinweggeweht worden im rasenden Sturm. Dagegen das ästhetisierende, kunsttänzelnde Schweben über der Oberfläche des Daseins hat jetzt seine innere Ohnmacht offenbaren müssen. Nun hilft uns nicht eine Weltverklärung, eine vorzeitige und voreilige, nicht eine leichte und flitterhafte Verbrämung der Welt mit einem gefälligen Schein, sondern nur eine derb-starke Weltüberwindung. Nicht rettet uns jetzt unsere Überkultur und Schönheitskultur aus tiefster Not, sondern nur das Wahre mit seinem rücksichtslosen, intoleranten Eigensinn und das Gute mit seinen unweigerlichen Geboten und seinen todbringenden Konflikten.

So ist also doch in der alten Ethik Jesu Christi etwas Starkes, Aktives und Vorwärtsdrängendes! Die Gefallenen unseres Volkes mahnen uns mit ihrem letzten Hauch, diese Ethik doch ja nicht gering zu achten, als wäre sie nur weich und weiblich und nachgiebig. Diese Demut, die sich vor unsichtbaren Mächten in die Knie wirft, die reuige Scham, die junge Krieger singen läßt: Verstoß uns Sünder nicht! die heilige Torheit, die greifbaren und sichtbaren Nutzen sich entgehen läßt um eines unsichtbaren Ideals der Gerechtigkeit willen, der Zartfönn, der auf Eigenes und Gebührendes verzichtet aus Liebe und Erbarmen, diese geduldige, langmütige, friedliebende Ethik, o wie stark erscheint sie nun in den sterbenden Helden, wie kühn in den stürmenden Regimentern, wie selbstbewußt in den sich opfernden Führern, wie unternehmend in den freiwilligen Patrouillen, den todgeweihten!

So ist denn auch eine große Herrlichkeit um die Gefallenen unseres Volkes. Und das ist der Trost, der von ihren Gräbern her zu uns redet. Gerade im Sterben sind unsere Brüder uns herzugewinnende, herzerhebende Tröster geworden. Wohl mag der Schmerz in zahllosen Häusern unsagbar groß sein. Die Bangigkeit einer hilflosen Zukunft, die Qual hoffnungsloser Sehnsucht und das Weh der Verlassenheit und lebenslangen Einsamkeit weinen um die fernen Gräber im feindlichen Land. Und doch — ein heller, verklärter Schimmer ruht auf diesen Verlusten, ein Schimmer von Hoheit und Sieg. Und das ist Trost. Denn wenn der Mensch seinem Leid entrinnen will, muß er sich darüber erheben; und dazu braucht er hohe Ufer, um daran emporzuklimmen, und Inselberge, die aus dem Meere seines Kummeres in weltüberlegene Höhen ragen.

Nun hat man allerdings gesagt, in diesem Kriege habe die Menschheit einen furchtbaren Zusammenbruch ihres Stolzes erlebt, eine Schmach und Demütigung ohnegleichen. Gewiß, in mancher Hinsicht hat sie sich wirklich klein und erbärmlich gezeigt. Gar manche der tiefsten und verborgensten Berruchtheiten ist aus den Seelen emporgequollen wie ein Schlammausbruch: Haß und Grausamkeit und Lüge und Heimtücke und Verrat. In anderer Hinsicht hat freilich auch die Größe und Stärke des Menschen triumphiert: in seiner Technik, in seinem Organisationsgeschick, in der schaffenden und zwecksetzenden Kraft seines Geistes. Doch ist dies nichts Neues; das war schon seit langem unser Stolz und unser unaufhörliches Rühmen. Wirklich neu und überraschend aber sind die sittlichen und religiösen Leistungen, die in diesen Kriegsmonaten aufgetürmt wurden, bergehoch. Welch eine Seelenstärke, das haben wir staunend gesehen, welch eine Seelenstärke vermag doch der Mensch aufzubringen! Eine Stärke, die allen Schrecknissen trogt, die all die unbändigen Triebe des Tierischen noch überwinden kann! Welcher Hilfsbereitschaft, welcher Aufopferung, welcher Zärtlichkeit ist der Mensch fähig! Welch ein milder und doch bezwingender Ernst kann aus seinen Augen strahlen — wahrhaft etwas Gottähnliches! Zu diesem Triumphlied nun der geistigen Stärke und sittlichen Kraft haben unsere Gefallenen das Beste und Glänzendste beigetragen, die wundersame Melodie jener Liebe, die stärker ist als selbst der starke, harte Tod. Es war ja nicht etwa bloßer Instinkt, nicht blinder Zwang, nicht eine grausame, verfluchte Notwendigkeit, was diese Krieger festhielt im Schützengraben, während sie den Tod feuerlobernd auf sich zusliegen sahen, was sie vorantrieb über die offenen Schußfelder der feindlichen Artillerie. Nein, es war eine

große und reine Liebe, die Liebe zu Heimat und Volk, die Liebe zu Pflicht und Eid, die Liebe zu Gott und seinem Gebot. Diese Liebe stand gebietend in ihrer Seele, bei manchen vielleicht halb im Dunkeln, mit undeutlich gesehenen Umrissen, aber doch alles beherrschend, alles beseelend. Und diese Liebe ist es, die sie nun umgibt mit der Gloriole eines heiligen Todes. Denn fürwahr, etwas Heiliges ist ihr Tod gewesen, eine Anbetung Gottes. Nicht daß sie im Kampfe fielen und durch Gewalt ihr Leben verloren, nicht daß ist das Große an ihrem Sterben. Uralt ist das Blutvergießen auf Erden, und Kriege hat es immer gegeben. Aber meist waren es nur Raubkriege, Rachekriege, Verzweiflungskriege. Kreuzzugskriege hat es selten gegeben, und heute, heute führt unser Volk einen solchen. Denn jeder Krieg, der um Ideen und Ideale geführt wird, nicht um Geld und Land allein, solch ein Krieg hat immer etwas von einem Kreuzzug. Und erst recht, wenn er ernst, fromm, demütig und gesammelt geführt wird, im Namen Gottes und mit Gebeten im Herzen und auf den Lippen. Da ist der Krieg selbst ein Gottesdienst, ein wahrhaft heiliger Krieg. In einem heiligen Krieg sind unser: Brüder gefallen.

Wir vergleichen uns darum nicht nach Pharisäerart mit unsern Feinden. Auch ihren Gefallenen gönnen und wünschen wir von Herzen, ja wir vertrauen darauf, daß auch an ihnen das Wort sich erfülle: „Selig die Toten, die im Herrn sterben.“ Denn es ist ja nicht allein die äußere Parteizugehörigkeit, sondern die Herzensgesinnung, die den Soldatentod mit Herrlichkeit umkleidet. Die Pflichttreue, die Gottesfurcht, die Bruderliebe, der ritterliche Sinn, das ist's, was das vergossene Blut heiligt, so daß es fruchtbar wird, wie das Blut der alten Glaubenszeugen. Nein, wir können nicht in Bitterkeit richten und urteilen über die gefallenen Kinder eines feindlichen Landes. Aber von unsern Brüdern wissen wir gewiß, daß sie nicht in blinder Kampfeswut, nicht in kleinlichem Haß und tierischer Rachgier starben, sondern in Reinheit und Schönheit, in dem klar oder dunkel erkannten Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle des Ewigen. Denn eine ungeheure Verantwortung liegt auf dem Tod im Felde, eben weil es ein Tod für die Brüder, ein Tod für das ganze Volk, ein wahres Blutzeugnis ist für den guten Glauben an die Gerechtigkeit Gottes und der eigenen Sache. Solch ein Tod ist eine gewaltige Verantwortung. Aus ihm sprießt das Leben, aus ihm wächst ein neues Glück für die Menschheit, eine Erlösung. Denn noch immer wurden die Menschen gerettet um den Blutpreis, den ihre Besten sterbend

für sie bezahlten. Immer war es ein solcher Tod, der andern die Pforte des Paradieses öffnete, der das Gottesreich auf die Erde brachte. In einen so verantwortungsvollen Tod muß aber der Mensch rein und gut hineingehen, mit einem hochzeitlichen Kleid angetan, mit entsühntem Herzen, mit unschuldigen Augen und unbefleckten Händen. Und so sind unsere Gefallenen, darauf bauen und vertrauen wir, dahingegangen.

Darum sind sie glücklich und wahrhaft zu beneiden, daß sie eines solchen Todes sterben durften. Ihr Tod war trostreich und schön, fast wie der Tod eines Martyrers, der um des Himmelreiches willen starb. Und bei diesem Gedanken fallen uns alle die Triumph- und Freudenlieder ein, die je auf Martyrer gesungen wurden, auf jene Siegreichen, die in weißen Gewändern vor dem Throne stehen und mit Palmen in den Händen. „Diese sind es, die aus großer Trübsal kamen. Aber von nun an werden sie nicht mehr hungern und dürsten, und keine Sonnenglut und kein Feuer wird mehr auf sie fallen. Abtrocknen wird Gott jede Träne von ihren Augen.“

P. Rippert S. J.